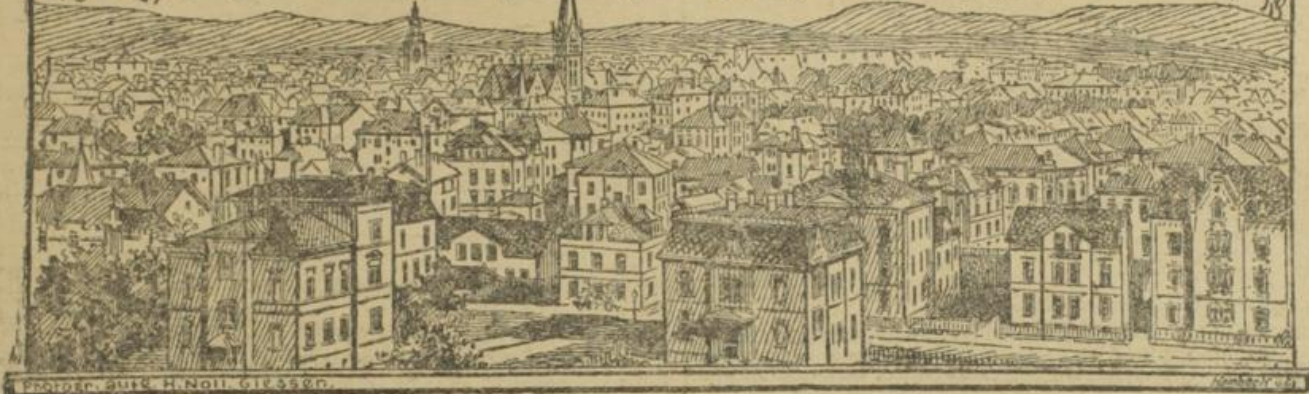


# Giechener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giechener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Offizierstöchter.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Seit jener Stunde war zwischen Gerda und Heinz nichts mehr über seine Zukunftspläne gesprochen. Sie wußte ja nicht, welches seiner Projekte er verwirklichen würde, und schloß aus seinem Schweigen nur, daß wohl noch keines zum Abschluß gekommen war. Es drängte ja auch nicht so. Heinz Kessler hatte einiges Privatvermögen hinter sich, das ihm ein Abwarten schon erlaubte.

Inzwischen machten sie auch ihre Besuche bei Verdas alten Bekannten. Wenn Heinz freilich auch keine große Neigung zu einem solchen Verkehr empfand, so zwang doch die gesellschaftliche Form zu diesen Visiten. Gerda machte indessen den Weg zu den alten Bekannten und Freunden jetzt nur schweren Herzens. Nicht allein, daß sie wußte, wie ungerne ihr Mann sie dabei begleitete, nein, auch das andere kam nun noch hinzu: auch ihre Freunde wußten ja von Heinzens Affäre, die Stadtgespräch gewesen war. Aber wie würden sie darüber denken?

Wie Gerda Kessler so diesen Weg ging, da empfand sie zum erstenmal drückend und schwer: es war nicht mehr wie früher. Es trennte sie etwas von ihren alten Bekannten, von ihrem alten Lebenskreise — sie gehörte zum Grunde nicht mehr zu diesen Menschen, die sie gewöhnt war, als ihresgleichen anzusehen, so lange sie denken konnte.

Gewiß, man nahm sie überall sehr freundlich auf, auch ihren Mann. Sie wurden allenenthalben angenommen, man äußerte seine Freude, sie wiederzusehen nun auch als junge Frau. Aber trotz allem!

So bei Löwedes. Man sprach von diesem und von jenem, dabei äußerte der Hauptmann etwas von Heinzens nächstem Auftreten. Gerda stutzte — ja, wußten Löwedes denn wirklich noch nichts —? Ihr Mann überhörte absichtlich die Frage, der Hauptmann schien zu verstehen, glitt zu einem anderen Thema hinüber, glatt, unauffällig, freundlich und verbindlich — und trotzdem fühlte Gerda alsbald den geheimen Druck, die Unsicherheit diesen Menschen gegenüber, denen sie sich bisher so rüchhaltlos gegeben hatte. Wenn sie wüßten, auch das noch, was nun weiter kommen würde mit Heinz! Ihre gerade, ehrliche Natur litt schwer unter diesem Verheimlichen.

So brach Gerda den Besuch eher ab, als es bei so guten Bekannten nötig gewesen wäre.

Dann bei Bungardts ging es ihr nicht anders.

Der jetzige Direktor im Autoklub, ein feiner Weltmann von verbindlichsten Formen, behandelte ihren Mann wie sie selber zwar aufs zuvorkommendste, und vermied es taktvoll, überhaupt von Heinzens Beruf zu sprechen. Aber gerade das empfand Gerda wieder fast verlegend. Als ob

ihr Mann einen Beruf ausübte, über den man in ihren Kreisen schonenderweise lieber nicht spräche. Sie sagte es sich zwar im nächsten Augenblick wieder selbst: das war ja wohl nur Ueberreiztheit bei ihr, ein ungerechtfertigtes Mißtrauen. Ihre Unbefangenheit war nun einmal dahin, auch hier. Und wie sie dann mit Heinz, beide schweigend, die Treppen wieder hinunterging, da fiel ihr erst ein; Bungardts hatten bei aller Liebenswürdigkeit überhaupt nichts von dem Wunsche eines Wiedersehens verlauten lassen. Bei diesen sicheren, weltgewandten Menschen zweifellos kein bloßes Uebersehen. Nein — entschieden vollste, bewußte Absicht. Sie würden ihren Gegenbesuch machen, selbstverständlich; aber damit würden ihre Beziehungen eben auch ein Ende haben.

Gerda fühlte im Hinabsteigen, wie ihr das Blut heiß in die Schläfe trat. Nun auch das noch! Und sie hatte es schon vorhin bei Löwedes peinlich genug empfunden, wie bloß die Frau des Hauptmannes ihr beim Abschied gesagt hatte, nur so halblaut ein bißchen abseits, mit einiger Verlegenheit:

„Und wir werden uns recht bald einmal sehen, kleine Frau? Machen Sie mir doch einmal eine Freude, nachmittags zum Tee!“

Von ihrem Manne kein Wort.

Gerda Kessler fühlte einen dumpfen Druck im Kopf, als sie aus dem Hause trat und mit Heinz wieder ins Auto stieg. So mutlos war sie geworden, so gebrochen in ihrem Stolz. Das ihr, der Tochter des Oberstleutnants von Henning, der bisher all diese Leute mit einem gewissen Respekt begegnet waren. Ja, gehörte sie denn wirklich nicht mehr zu jenen? War wirklich denn eingetreten, wovor sie der Vater so ernst gewarnt: hatte sie ihre bevorzugte Kaste verloren mit ihrer Heirat? Deklassiert — auch sie selber?

„Wollen wir es nicht heut lieber genug sein lassen, Heinz?“

Unverwandt wandte sie sich so im Fahren an ihren Mann, der schweigend neben ihr saß und ins Straßengewühl blickte, mit einem leisen sarkastischen Zug um die Mundwinkel. Auch er mochte im stillen seine Betrachtungen anstellen über diese Visitenfahrt. Nun sah er auf sie nieder mit einer gewissen Bemühtung im Blick und entgegnete:

„Warum? Wenn es schon einmal sein muß, dann lieber das ganze Vergnügen auf einmal!“

Da nickte sie müde.

Sie hatten „Glück“, wie Heinz ironisch sagte; sie verfehlten die beiden anderen Familien, bei denen sie noch vorfahren. Nur Hefsurths trafen sie noch an, und der Oberstleutnant wie seine junge Frau, die erst in Gerdas Alter stand, waren sogar ganz reizend zu ihnen beiden. Emmerich von Hefsurth, eine frische, sehr lebhaftige Natur, sprach ganz ungeniert von Heinzens Konflikt mit seinem Direktor und meinte:

„Wissen Sie, Herr Kessler, mich freut's immer, wenn einer so feste um sich haut! Wenn man selber im Dienst

immer hübsch stillhalten und alles runterwürgen muß, da ist's einem ordentlich 'ne Wohltat, wenn man mal wenigstens einen anderen frisch vom Leder ziehen sieht."

Die Worte taten Heinz wie Gerda wohl. Die Besangenheit wich von ihr, und Heinz schloß in seiner leicht begeisterten Art den Oberleutnant sofort ins Herz. So plauderte man sich so angenehm fest, daß schließlich die lebenswürdigen Wirte, da unversehens die Mittagsstunde da war, Reflers bat, ohne Umstände mit ihnen zu essen — à la fortune du pot — und es entwickelte sich daraus ein sehr heiterer Sonntagnachmittag.

Als Gerda dann gegen Abend mit ihrem Manne im Auto nach Hans fuhr, da war es ihr, als habe sie ein geheimes Unrecht an ihm gutzumachen. Und sie suchte seine Hand.

"Was nun nicht noch ganz reizend heute, Heinz?"

"Auch er war froh gestimmt."

"Ja — der Oberleutnant ist wirklich ein Prachtler!"

Er legte dabei den Arm um ihre Schultern. Sie fuhren im geschlossenen Wagen, und es war schon dämmerig auf der Straße. "Die ganze andere Gesellschaft kann mir gestohlen bleiben, weißt du. Aber das mit Hefsurths war wirklich ein guter Einfall von dir, Bébé!"

Und er zog sie plötzlich an sich, nach seiner alten, stürmischen Art. Trotzdem sie gerade in eine belebte Straße einbogen und das elektrische Lampenlicht hell durch die Wagenfenster fiel, duldete sie es, ja sie lächelte ihn wieder. Gott sei Dank, daß es wieder hell wurde auch drinnen bei ihnen. Nun erschienen ihr auch Heinzens Zukunftspläne gar nicht mehr so schrecklich. Man sah ja, es gab noch Menschen, die vernünftig dachten.

In Heinzens Arm entwarf auch sie Pläne: wie sie sich mit Hefsurths recht eng befreundet wollten. Und diesmal stimmte er bereitwilligst zu.

"Hallo — Kyllburg! Triest man Sie endlich mal. Zweimal hab' ich nun schon vergeblich bei Ihnen angelockt. Hörte ja, daß Sie jetzt hier sind — gratuliere übrigens auch noch nachträglich! — und ließ mir auf der Kriegsakademie Ihre Adresse geben. Aber nie traf ich Sie an."

Der Angerufene sah zu dem Herrn in Zivil hin, der da auf ihn zugetreten war — richtig! Der Regimentskamerad, dessen Karte er ja schon vorgestern bei sich im Briefkasten gefunden hatte, und er streckte dem anderen die Hand hin.

"Tut mir leid, lieber Goerde. Aber Sie wissen ja, wie das in Berlin so geht. Das Sichverschleien ist eigentlich der Normalzustand. Sie sind drüben in Jüterbog?"

"Ja, offiziell!" lachte der Kamerad. "Aber meerschaumsdeels hier. Ich hab' mir sogar 'ne Bude gemietet, dicht am Anhalter Bahnhof. Sache klappert tadellos. Jeden Abend sieben achtundvierzig komm' ich hier rübergerutscht. Der Theaterzug. Wir sind immer ein ganzes Coupé voll, riesig gemütlich. Und dann geht's auf den Bummel. Man muß die paar Wochen ausnützen. Früh sechs dreizehn geht dann die Retourkarte — genannt die „letzte Dohlung“. Man kriegt nämlich gerade noch den Anschluss. 'n bißchen strapazös ist's ja freilich auf die Dauer, man liegt nicht allzuviel in der Falle. Aber, man ist ja nur einmal jung! Na — und was machen Sie Guts?"

Goerde hängte sich bei dem Kameraden ein.

"Ja? Ja, was man hier so macht. Mitunter Theater, Konzert, oder auch mal Familie. Sie wissen ja, unser Loewede und Bungardts —"

Goerde nickte.

"Ja, war auch schon mal da. Doch schäme den Familienbetrieb nicht übermäßig. Na, aber sagen Sie mal, was haben Sie heute vor?"

"Nichts Besonderes gerade —"

"Das trifft sich ja gut. Da müssen Sie mal mit! Bloß — und er musterte kopfschüttelnd den anderen — wie kann man abends in Berlin in Uniform ausgehen! Wissen Sie was?" Er sah nach der Uhr. "Es ist ja noch Zeit. Wir nehmen ein Auto. Sie können sich rajch umziehen. Wir kommen noch zurecht zum Wintergarten."

Was wollen Sie denn da? Ich muß Ihnen offen gestehen, Goerde, ich mache mir nicht allzuviel aus diesem Spezialitätenkram. Einmal im Winter, das genügt für meine Bedürfnisse. Und ich war erst neulich da."

"Ja, da ist doch aber heute ganz was Besonderes! Wissen Sie denn gar nichts davon?"

Kyllburg verneinte.

"Na, da muß also wirklich erst unsereiner kommen und euch sagen, was bei euch in Berlin los ist. Hier — da haben wir's ja gerade, schwarz auf weiß!"

Er zog den Kameraden zu der Anschlagssäule, an der sie eben vorbeikamen, und wies mit dem Spazierstock auf ein mächtiges Plakat mit auffallendem Druck. Die Anzeige des Wintergartens für den heutigen Abend, auf der Kyllburg nun las:

9½ Erstes Auftreten von Heinz Refler 9½  
in den drei Einaktern

„Lebensbilanz“, „Kavalierschre“, „Totentanz“.

"Na, was sagen Sie dazu? Der Mann von unserer Gerda Henning im Wintergarten! Muß man nicht dabei sein?"

Kyllburgs Auge hing noch immer an den schreienden, großen Worten des Anschlags. Mit jenem Erschrecken, das ihn im ersten Moment überfallen hatte. Nun zog er den Blick gewaltsam fort, und halbblau sagte er:

"Das ist freilich —"

"Nicht wahr? Doch 'ne reichlich dolle Sache! Was wohl unser Alter —" er meinte ihren Kommandeur, den Oberstleutnant von Henning — „dazu sagen wird? Auch ein Schwiegersohn!"

Walter Kyllburg erwiderte nichts. Aber in seinem Innern empfand er voll das Peinliche.

Der Kamerad fuhr indessen im Weitergehen fort:

"Von der Ohrfeigenaffäre haben Sie natürlich gehört?" Nur ein stummes Nicken als Antwort. "Na, dabei hatte der Refler ja selbst nicht eigentlich schlecht abgeschnitten. Aber das da", und er nickte noch einmal zu der Anschlagssäule zurück, „ist doch ein bißchen happig. Das wird Henning verdammt an die Nieren gehen. Wer weiß überhaupt, ob ihm die Geschichte nicht noch den Hals bricht. Gerade jetzt, wo er sein Regiment kriegen soll!"

Kyllburg schwieg noch immer, bis Goerde ihm nun den Arm drückte.

"Aber kommen Sie, drüben hält gerade ein Auto."

Da machte er sich mit einem leisen Widerstreben frei.

"Nein, bitte, lassen Sie, Goerde. Zum Bummeln bin ich wirklich nicht recht aufgelegt heute."

"Alter Streber! Sie sollten sich gerade mal 'n bißchen aufmischen. Aber in den Wintergarten gehen Sie wenigstens mit? — Neg, nee, Bester! Nu mal nicht ausweichen. Das sind Sie mir einfach schuldig. Denn Ihrewegen hab' ich inzwischen den Anschluss verpaßt, an die anderen, die mich im Pschorr erwarten wollten. Jetzt müssen Sie einfach mit. Ich kann mich nicht den ganzen Abend allein runddrücken!"

Da gab Kyllburg nach.

In einer der mittleren Parfettreihen des Wintergartens saßen Petersens und Gerda. Nur das Zureden der Schwester hatte diese bewogen, mit ihnen zu gehen.

"Sei doch vernünftig!" hatte Astrid geraten. "Anderen laußt du nun mal nichts mehr an der Sache, also mußt du dich damit abfinden. Und das muß ich schließlich deinem Mann zugeben: nachdem es einmal soweit gekommen ist, kann er wirklich nicht mehr zurück. Aber was bleibt ihm da noch weiter übrig? Er muß wohl oder übel jetzt diesen Weg gehen. Schön ist's ja gerade nicht, seinen Schwager da zwischen Akrobaten und Jongleuren sich produzieren zu sehen — aber, du lieber Gott, wir sind ja nun mal in Berlin! Da ist nichts unmöglich. Und er hat recht: er ist eben eine Klasse für sich, und das Publikum wird sich auch daran gewöhnen. In ein paar Wochen findet man die Sache schon ganz 'in der Ordnung. Es fällt keinem Menschen mehr ein, sich darüber aufzuregen. Also, liebste Gerda, sträub' dich nicht länger dagegen. Du machst damit bloß deinem Manne und dir das Leben unnützlich schwer. Und zu seiner Premiere — finde ich — mußt du doch einfach! Es würde ihn schwer kränken, wenn die eigene Frau sexu bliebe, sich schente, sich dort zu zeigen, wo ihr Mann auftritt."

(Fortsetzung folgt.)

## Sturmflut.

Skizze von Carl Böttcher, Chemnik.

Der junge Fischer stand auf der Düne und schaute über Strand und Meer. In matten Kräuseln trieben die Wasser landwärts und der Wind war so schwach, daß die Motorhafenlatter alle in See gegangen waren, die heimkehrenden Fischerboote, deren Segel vom lauen Winde schlaff am Mast hing, ins Schlepptau zu nehmen

und heimzuholen. Sieben seiner Boote waren draußen und würden heute reichlichen Fang heimbringen. Seede Bahlsen, der junge Fischer, war einer der Wohlhabendsten im Strandborsie, und wenn erst das neuerbaute Haus neben dem Räucherschuppen auch inwendig fit und fertig sein würde, dann wollte er, Seede Bahlsen, die blau-äugige Inge freien und sie zur Herrin des schönsten Hauses in Bidderow machen. Bis jetzt hatte er freilich noch nicht mit Inge Jasty über seine Zukunftspläne gesprochen, aber Inge mühte es längst gefühlt haben, daß Seedes Herz warm für sie schlug.

Der junge Fischer redete und dehnte sich im Wohlgefühl seines kommenden Glücks, dann warf er sich in den Sand und überließ sich Zukunftsträumen.

So traf ihn Inge Jasty, sie, der seine Träume galten. Sie trug ein ausgebelegtes Reg über der Schulter, das sie zu Sigurd Klingloß schaffen wollte. Sie und ihre Mutter waren Regschneiderinnen, wohnten dicht neben dem Friedhof der Heimarlosen in einer kleinen, aber sauberen Hütte. Sie waren trotz ihrer Armut angesehen im Dörfchen und nährten sich durch fleißige, mühevollte Arbeit.

Bäselnd stand Inge zu Häupten des Träumers, der sie nicht hatte kommen hören. Sie bückte sich, nahm eine Handvoll Sandes und streute ihn Seede über den Kopf. Er rieb sich die Augen und wuschte den Sand fort und pustete ein wenig mit den Lippen und ahnte nicht, wer ihn neckte. Da lachte Inge, ein herzlich-helles Lachen. Er sprang auf, und als in die fröhlichen, tiefblauen Augen Inges blühte, ward er verlegen und lachte nur, weil er nichts besseres zu tun wußte. Dann griff er nach dem Fischneze, das Inge auf der Schulter trug und sagte: „Ich trage dir die Bürde, Inge. Zum Lohn läßt dir mich mit dir gehen!“

Sie überließ ihm das Reg, und so schritten sie selbender auf dem Dünenwege dahin. Sie waren zwei prächtige Gestalten voller Jugend und Kraft. Seede schwiege sich aus, und Inge, die allzeit fröhliche, summete ein heiteres Liedchen vor sich hin.

„Was singst du da, Inge?“  
 „Ach, ein kleines Lied. . . . Kennst du es nicht?“  
 „Nein. Du weißt, so lange der finstere, verschlossene Vater noch lebte, war jeder Sang bei uns im Hause verpönt, und nun bin ich wohl zu alt, noch Lied und Sang zu lernen.“

„Si, seht einer den Greis!“ lachte schelmisch das Mädchen.  
 Daron! sagte der junge Fischer bedächtig: „Frohfinn ist mir lieber, als alles Geld der Welt. Wenn ich einen wähl', der mich Frohfinn lehrt!“

Sie schwieg, und er wartete. . . . Und als sie noch immer schwieg, fragte er wichtig und mit Bedeutung: „Wähltest du keinen?“

Sie sann und sann. Dann hub sie an und in ihren Augen blühte es auf: „Einen wähl' ich nicht, wohl aber eine.“

Da blieb er stehen, Hoffnung und Erwartung trieben ihm das Blut in die Schläfe, und er fragte hastig: „Sag, Inge, wer ist die eine?“

„Es wähl' eine sein, die dich lieb hat, Seede.“  
 „Ja, ja. . . . Sprich doch. . . . und die eine?“

„Ist Inge Bahlinger?“  
 „Die Mästerstöchter?“ . . . Bedächtig und enttäuscht kam es von seinen Lippen.

„Ja, die. . . . Seede. Sie liebt dich. . . . ich weiß es. . . . und sie ist reich und ist fröhlich obendrein.“

Da hielt er nicht länger an sich. . . . Er nahm ihre beiden Hände, zog sie an sich heran und merkte nicht, wie sie widerstrebt.

„Und heftig sagte er: „Was nützt mir Reichtum? Den hab' ich genug. . . . Und ich will eine Fröhliche, die ich liebe, die ich schon seit vielen Jahren liebe. . . . und diese Fröhliche bist du.“

Und er sah das Erschrecken in ihren Augen. . . . sah die Angst ihrer Seele, und wortlos, langsam senkte er seine Hände, die die ihren hielten, und nun ließ er sie fallen und trat zurück. . . . Sie sprachen kein Wort, und doch wußte er, daß seine Hoffnung dahin.

Er legte still das Reg zu ihren Füßen, wandte sich still ab und schritt, jetzt nicht mehr hehr und aufrecht, wie ebendem, davon. . . . Und Inge holte tief Atem und sagte dann zu sich: „Das hab' ich nicht gewußt!“ Dann ging auch sie ihres Weges.

Als Seede heimkam, war der Seejang der letzten Fahrt schon eingebracht, und Peter Justedt, der alte Fischmeister Seedes, rief sich die Hände und sagte zu seinem jungen Herrn: „Na, Herr Bahlsen, heut' sind wohl an die tausend Talerchen heringebracht, und Sie sind wohl nicht dawider, wenn wir den Fischern heute ein Abriß zum Lohne geben.“

„Tut, wie Ihr denkt, Justedt!“ sagte milde Seede und ging davon.

„Na, junger Herr, ist es Euch nicht recht, so bleibt es!“ sagte verwundert der Alte hinterdrein. . . . Das hörte Seede und ihm tat es jetzt leid, daß er so kurze und abweisende Worte für den alten, freien Menschen gefunden hatte. Und er wandte sich wieder zurück und sagte nun: „Nein, nein, Justedt, geht mir reichlich und vergesst auch Euch bei der Auszahlung nicht.“ . . . Der Alte, der Seede schon seit dessen Kindheit kannte und mit ihm gespielt hatte, als er noch in Winkelhöfen im Saude gefahren, merkte sofort, daß Seede ein Leid drückte.

Bätersch fragte er ihn: „Ist Ihnen nicht wohl, Seede? Sie sehen bleich und müde aus.“

Seede wandte sich ab und sagte mit Bewegung: „Ihr seid ein alter Freund meines Hauses, Justedt, und Eure Anteilnahme tut

mir wohl. Ich erlitt soeben die erste große Enttäuschung meines Lebens, und das greift mir ans Herz.“

„Ich sah Euch vorhin mit meinem Rohre, als wir heimgeschleppt wurden, mit Inge Jasty am Deiche stehen, Herr Seede. . . . Ist es das?“

„Ja, das ist es. . . . Nun wird mein Haus am großen Schuppen ohne Herrin bleiben, und ich bleibe in meiner alten Hütte droben auf dem Hügel.“

Der Alte wiegte bedächtig sein graues Haupt. . . . „Ja, Herr Seede, mit der Liebe hat der Mensch nicht gleich beim ersten Regewurf Glück. Da ist's wie mit der Fischerei. . . . Uebrigens, daß Inge Jasty Euch nicht nimmt, hatt' ich Euch längst sagen können. Sie ist verprochen mit Wulf Rasmussen, des Deichbedollmächtigten Sohn.“

„Der so viele Jahre in Stettin gefischt hat?“

„Ja, derselbe; er zieht demnächst ganz nach Bidderow und dann fährt er Inge heim.“

Der Sommer dahin. — Die Herbstfluten waren längst über den Strand gerollt und hatten Damm und Deich mit brausender Wucht zu stürmen gesucht. Aber das wohlgepflegte Dammuwerk hatte gar wacker widerstanden und das Dörflein vor Not und Tod geschützt. Das neue, feste Haus, das sich Seede Bahlsen hatte im Sommer bauen lassen, grüßte schmunzelnd und freundlich über See und Land, aber es stand leer, denn die Herrin, die sich der junge Fischer dafür auserkoren, war eines anderen Braut geworden und längst, zum heiligen Feste der Weihnachten, da ward sie Wulf Rasmussen angetraut. Seede war seitdem mürrisch und schweigend und betrachtete jenen Wulf Rasmussen als seinen größten Feind. In dieser Zeit war zweimal am Strande ein Schiff in Not gewesen, und zweimal war es Seede, der in harter See mit braven Kameraden die Männer vom Brack rettete. — „Er will sein Leben dransetzen“, sagten die Kameraden, „so tollkühn wagt er sich hinaus.“ — Aber das Meer mochte ihn nicht, heil und mit Ruhm bedeckt, kehrt er heim. — Nun kriegte ein harter Winter mit steten Sturmfluten den Strand. Seit zwanzig Jahren hatte das Meer nicht so gehaust und den Deich so wild bestürmt und in seinen Grundfesten wankend gemacht. Der Deichbedollmächtige und der Deichhauptmann mit einigen Jungmännern vom Bezirksamte ritten täglich mit sorgenvollen Mienen den Dünenweg entlang, berieten und mahen und untersuchten. —

Aber die Fischersleute hinter dem Deiche waren voller Vertrauen und dachten nicht an Unheil. Doch in der letzten Nacht hub ein solches Stürmen und Deulen an, daß selbst die ältesten Fischer meinten, diesem Druck der Wogen könne der Deich wohl kaum widerstehen. Frauen und Kinder saßen beim blinkenden Lichtlein daheim und beteten, die Mammesleut' aber zogen die Deichaden über und brühten den Südwesten ins Gesicht und gingen nach dem Damm. Si, wie das schnob!! — Ein eisiger Nord brüllte vom Meere und weisste die Wogen auf. Die grünen, seuchten Massen schoben sich und drängten sich und überlärzten und untergruben sich, schäumten und guldacten und verschlangen sich gegenseitig, und gebaren neue, größere Wasserberge und sangen dazu ein Lied, wie wilder Reden Sang, wie wenn sich Berge rieben, wie wenn Lavinen rollen.

Und die Fehlsadeln in ihren glühend-schweifenden Köpfen schienen bald sterbenden, irrenden Lichtlein gleich, bald leuchtenden Leuchtlanternen. Und hundert und hundert Männer standen da und schauten in das Wühlen der Elemente, und gar manchem fraß die Sorge an Herzen, denn gar mancher wußte: Wenn diese losgelassene Höllenslut den Deich durchbricht, wenn diese wilden, wallenden Wasser eine Bresche schlagen in den schließenden Damm, dann wehe dir, Dörflein, — dann wehe dir, Hütte und Heimat. Jetzt rollte eine Riesenvoge daher. Mit zynischenhafter Wucht trieb sie die Borwellen beiseite, verhielt einen Augenblick, als wolle sie die letzte, gewaltigste Kraft zusammennehmen, und nun sprang sie, ein Riesenwasserberg, auf den Damm, krollte sich ein, züngelte, leckte und fraß, — und lehrte, brüllend vor ohnmächtiger Wut, schaumigstehend zurück in das ewige Meer. Viele hundert Augen hatten an ihr gehangen, hatten sie werden und wachsen sehen, hatten ihren Sturm auf die Deichsinnel verfolgt, und nun atmeten alle, alle tief auf. Auch Seede Bahlsen stand mit droben am Damm. Das müßige Zuschaun gefiel ihm nicht. Er suchte den Deichbedollmächtigen und schrie ihm zwei, dreimal ins Ohr, bis der verstand: „Jeder soll einen großen Stein herbeischaffen und einen Sad Sand bereithalten.“

Das gefiel dem Vogt und er machte es den Männern, die um ihn standen, durch Zeichen verständlich. Da schritten sie davon und ein jeglicher holte das Begehrte. Und sie taten gut daran. Denn die eine große Voge, die so schmählich Zurückgeschlagene, holte hilfsbereite Kameraden, und sie taten sich zusammen und rollten nun mit verstärkter Wucht auf Deich und Düne.

Hölle und Teufel! Wo die Düne den Winkel macht, den krummen, da setzten sie ein, die Wellen. Wie mittelalterliche Belagerungswidder ramnten sie an den Sand, lekten und schteden, bohren und wühlten, — und wie sie erst die Grasnarbe verschlungen, wie sie erst am bloßen, nackten Sande wühlten, da verdoppelten sie ihre Wucht. Immer rasender, immer toller wütheten sie, dazu vrasselte noch stehenderhafter Eisregen hernieder, dazu brüllte der Sturm und peitschte die Wasser zu groß-

heerer Wut, und jetzt, jetzt knoete und knisterte es, Risse, haarscharf, zeigten sich, — es bebte der Damm, — und jetzt schossen die Wasser durch. Ein einziger, wilder Schrei aus hundert Röhren!

O Seebe, was warst du klug!! Krach und Krach!! Es flogen Steine, zehn, zwanzig, hundert mächtige Broden in die Breite und dumpf polterten die Sandjücker nach. Die Wasser sturten, sprangen, schlugen sich, stürzten zurück, kamen wieder. . . . Was, ihr Menschenlein wollt mit einer Handvoll Steine und einem Berglein Sande in wildaufgeweistes, nordsturmangewöhntes Meer im Siegeslaufe hemmen? Wahnsinnige Kreaturen!! Größenwahnsinnige Zwerge! . . . Da, Meer! Mu! Mit sieghaftem Gebrahl, mit weißflammendem Gischt stürmt es weiter und reißt Sand und Steine mit fort, packt die am Rande der Dammwände stehenden Menschenlein mit ein und schluckt sie mit hinunter, . . . und nun gurgelt es in die Straßen. Die ersten Hütten stehen im Nu unter Wasser. . . . Ihre Einwohner sind längst tot, das Unheil ahnend. . . . Und die Wellen rasen weiter und mit ihnen die Mannen vom Damm um die Bette, heim, zu retten, was zu retten ist. . . . Und dazwischen heulen die Kirchenglocken und künden in die Lande von des Wassers graufiger Tat. . . . Und Seebe stürmt mit ins Dorf. . . . Sein Haus, droben am Hügel, ist sicher, aber helfen will er, wo seine Hand gebraucht werden kann. Besonders das eine Haus am Dammswege sucht er, dort zu helfen, das Haus, in dem Inge Jaska, jetzt Frau Rasmussen, wohnt. Da ist es schon. Die Tür springt auf, und der junge Wulf Rasmussen stürzt heraus. Seine schwächliche Gestalt vermag dem Druck der spülenden Wasser nicht zu widerstehen und die Wogen werfen ihn an den Zaun. Und Seebe sieht es, und ein häßlicher, harter Gedanke schießt durch sein Hirn. . . . Wenn er jetzt verflöht, der Rasmussen. . . . wenn du Inge rettetest, . . . dann vielleicht. . . . Aber schon drückt er den Teufel nieder, der ihn zum Schrecken machen will. Und er laßt des jungen Menschen Arm und zerret ihn ins Haus zurück. „Bleiben Sie hier, ich komme wieder!“ schreit er ihn an und dann laßt er Inge, die, wenig beliebet, mit zitternden Knien vor ihm steht. Er hebt sie hoch und trägt sie auf seinen starken Armen aus dem Hause. Bis an die Brust spülen ihm schon die Wasser und Inges Fäße schleifen durchs Naß. Er trägt sie fort. Wulf Rasmussen schreit ihnen nach, aber er achtet nicht darauf. Und als sie endlich an höher gelegene Straßen kommen und die Wucht der Wellen sich mindert, da setzt er sie nieder. „Geh in mein Haus, Inge, ich bring dir den Mann!“ verspricht er ihr noch, dann kehrt er in die wühlenden Wasser zurück. Ueberall begegnen ihm stehende, wimmernde, jammernde Menschen, und allen rief er zu: „Geh in mein Haus, da seid ihr geborgen.“ Und er kommt an Hütten, da sitzen sie auf den Dächern des schon wankenden Hauses, Weiber und Kinder, und stehen und betteln, sie herauszuholen und zu retten. Und er gedenkt des harrenden Wulf Rasmussen, aber er kann doch an stehenden Weibern und Kindern nicht vorbeigehen. Und so holt er sie, halb erschöpft und von der eisigen Kälte halb erstarrt herab und schafft sie in die höher gelegenen Straßen. Und wieder gedenkt er des harrenden Wulf Rasmussen und wieder sieht ihm der Teufel in den Ohren, der flüstert: „Laß ihn erkaufen, dann ist sie dein, die schöne Inge!“ Aber er lacht grell auf und ruft: „Daß ich ein Schuft würde!“ und abermals steigt er in die aufstehenden Wasser, an den Mauern klammert er sich dahin. Endlich ist er an Wulfs Haus. Da hängt der Mensch gebuldet am Garienzaune und wartet vertrauensselig auf seinen Retter. Und als ihn der starke Seebe packt und fortträgt, sagte er: „Naß wußte, daß Sie kamen, Herr Wulff. Meine Frau hat mir zu oft von Ihnen erzählt, wie gütig Sie seien.“ Da entwidert der Teufel aus Seebes Seele, und er war wieder froh und stärkte den Verretteten, bis er ihn geborgen wählte, und holte dann noch vom Dache eines Hauses ein altes Mitterchen, das man in dieser wilden, graufigen Nacht vergessen hatte und das sich schon die Stimme verflucht und verfluchen hatte, und als er nun selbst an sein Haus auf der Höhe kam, war das zum Agh geworden. Und er suchte Inge und ihren Mann. Sie hockte bleich und zitternd am Herde und fragte ihn bang: „Wo hast du meinen Mann?“

Da erschraf Seebe gewaltig. „Ist er nicht hier?“  
„Du hast ihn nicht geholt, Seebe, du hast ihn! Seebe, darum überlebst du ihn den Wellen.“  
Da sprang er wieder den Hügel hinab, schrie, daß ihm die Rehte springen wollten: „Wulf Rasmussen!“ Aber der Sturm fraß seine Worte hohnlachend auf. Seebe rannte nun in das wellendurchschüllte Dorf zurück. In das Deulen und Brüllen der Wasser klang entsetzlich das Poltern der brechenden Häuser, das Krachen der stürzenden Wände. Und während Seebe, um sich vom Verdachte des Schreckentums zu reinigen, suchte und haßte, kroch Wulf langsam den Hügel empor. Er war fast erstarrt vor Kälte, und endlich, endlich erreichte er das gastliche Haus. Seebe aber geriet mit seiner voll erschöpften Kraft in die Strudel. Und die Wogen, als sie des klünnen Seebe ansichtig wurden, der ihrer Gier so viel Beute entrißen, fielen über ihn her, und seine geschwächte Kraft konnte nicht mehr widerstehen.

Sie packten ihn, hoben ihn noch einmal hoch, und dann schoß er in die Strudel hinab und wurde von heimkehrenden Wellen durch die klünn verteidigte, nun riesengroß gewordene Dammbresche mit hinuntergerissen ins weite, ewige Meer.

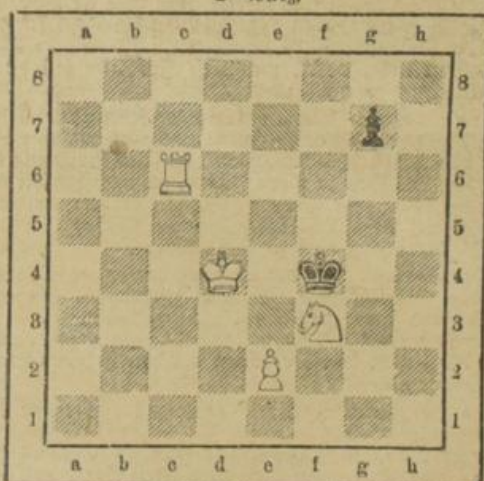
### Vermischtes.

\* Wann soll der Mensch essen? Der bekannte französische Physiologe Professor J. Bergonié arbeitet seit Jahren an wertvollen Studien über die Energieabgabe des menschlichen Körpers und deren Zusammenhang mit der Ernährung. Als das Ergebnis seiner lanawierigen Forschungen hat der Gelehrte jetzt der Pariser Akademie der Wissenschaften eine interessante Studie vorgelegt, in der er das Steigen und Fallen der menschlichen Leistungsfähigkeit während der einzelnen Tagesstunden feststellt und ihren Zusammenhang mit der Zeiteinteilung der Nahrungsaufnahme untersucht. Bergonié konnte feststellen, daß im Verlaufe von 24 Stunden die menschliche Energie zwei Maxima und zwei Minima erreicht und auf Grund dieser Feststellungen läßt sich zunächst sagen, um welche Zeiten die Nahrungsaufnahme am ungünstigsten ist. Dabei zeigt sich, daß man nicht zwischen 12 und 1 Uhr mittags und nicht nach 9 Uhr abends essen soll; also just zu den Stunden, in denen wohl die Mehrzahl das Mittagessen und das Abendessen zu sich nimmt. Bergonié weist nach, daß um diese Zeiten die Energiekurve des menschlichen Körpers ein Minimum erreicht; um diese Zeit ist eine starke Nahrungsaufnahme ungünstig und führt nur zu einer Ueberlastung der Lebertätigkeit. Wenn die Menschheit ihre Ernährungsweise zeitlich mit der Hygiene in Einklang bringen will, müßte sie sich nach den Forschungen Bergoniés vollkommen umgewöhnen. Wir essen gerade um die Zeiten, da die Nahrungsaufnahme ungünstig wirkt, viel, und zu jenen Stunden, in denen der Organismus eine reichlichere Nahrungsaufnahme braucht, wenig. Die Hauptmahlzeit, also sozusagen das Mittagessen, sollte um die Zeit eingenommen werden, da die Energiekurve ihre stärkste Aufwärtswegung zeigt. Das ist etwa morgens um 8 Uhr. Dieses Mittagessen zur Frühstücksende soll nicht nur für die nächsten Stunden neue Energie liefern, sondern auch die nach der Nachtruhe gleichsam ausgehungerte Leber mit neuem Kräftevorrat versehen. Eine zweite kleine Mahlzeit von nur 300 bis 400 Kalorien müßte dann nachmittags gegen 2½ Uhr eingenommen werden; Tee würde dabei vollkommen genügen. Eine dritte Mahlzeit aber, 700 bis 800 Kalorien, wäre dann gegen 8 Uhr abends zu nehmen, womit die Ernährung des Menschen vollendet wäre. Bergonié hat diese Art der Ernährung seit sechs Jahren bei einer bestimmten Familie eingeführt und die besten gesundheitlichen Erfolge damit erzielt. Also: um 7 Uhr morgens Mittagessen, um 5 Uhr nachmittags Tee und um 8 Uhr abends das Frühstück — und deine Arztrechnungen werden wunderbar zusammenschrumpfen.

\* Gefährliche Mode. Der Droschfengaal hat nach einer weithin flatternden Haarschleife der eleganten Schönen geschmachtet, und diese schimpft auf den Kutscher. „Da kann ich nichts dafür, Fräuleinchen,“ entgegnet dieser entschuldigend. „Mein Pferd hält eben Ihre grüne Perücke für frisches Gras.“

### Schach-Aufgabe.

S. warz.



W. ist.

Weiß setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Kapitels in voriger Nummer: Gute Schwimmer ertrinken gern.